

auf das blicken muss, was im Inneren von Kollektivität geschieht. Jede Gemeinschaftsbildung prägen Affekte, Solidaritätspraktiken sowie immanente Machtbeziehungen (Kap. IV.3). Zuletzt komme ich auf den Begriff der Hegemonie zurück. Hier betrachte ich das Moment hegemonialer Ordnungsbildungen von jener strukturellen Seite her, die Laclau/Mouffe vernachlässigen. Die Kategorie der Sedimentierung wird in ihren zeitlichen wie räumlichen Dimensionen erlauben, Hegemonie ganzheitlicher zu fassen. Die soziale Reproduktion wie die politische Artikulation der Hegemonie rücken so in den Fokus – und bieten eine Antwort auf die Frage, wie Gesellschaft politisch gestiftet wird (Kap. IV.4).

1 Entformalisierung im Zeichen der Praxis

Laclau/Mouffe gebrauchen einen holistischen Diskursbegriff. Sie setzen das Soziale mit dem Diskursiven gleich, jedes sinnbehaftete Phänomen erscheint bei ihnen als diskursives Phänomen (Kap. I.1.a). Dieser umfassende Diskursbegriff erweist sich im Terrain des Poststrukturalismus als Auszeichnungsmerkmal. In unmissverständlicher und fast unübertroffener Deutlichkeit plädiert die Hegemonietheorie dafür, dass eine *diskursive Neubeschreibung* des Sozialen möglich ist, dass sich folglich Gesellschaft als Ensemble von Diskursen beschreiben lässt. Allerdings krankt dieses ambitionierte (und provokante) Vorhaben an einem grundsätzlichen Problem. Laclau/Mouffe gebrauchen einen ambivalenten Diskursbegriff, der zwischen seiner strukturalistischen Fassung (Diskurs als Differenzsystem) und seiner sprachpragmatischen (Diskurs als Praxis) oszilliert (Kap. I.1.a). Das Autorenpaar behauptet zwar, dass es mit Wittgenstein die Entstehung von Bedeutung an praktische Gebrauchskontexte zurückbindet, de facto wird jedoch ein anderes Programm verfolgt. In strukturalistischer Manier wird das Soziale nach dem Muster eines Textes gelesen. Bedeutung wird demnach durch Differenzsysteme und eben nicht durch Praktiken erzeugt. Das Versprechen, dass in einem poststrukturalistischen Ansatz prinzipiell beide Diskurstraditionen vereinbar sein können, wird von Laclau/Mouffe *nicht* eingelöst. Ihre Schlüsselbegriffe von der Äquivalenz- und Differenzlogik über den Antagonismus bis hin zum leeren Signifikanten bleiben einer textualistischen Perspektive verhaftet, die Derrida durch die Brille Saussures liest. Zugespißt gesagt: Laclau/Mouffe entwerfen keine Diskurstheorie als Gesellschaftstheorie, sondern eine *Zeichentheorie* als Gesellschaftstheorie.

Der Schritt, der folglich für eine erweiterte Hegemonietheorie vor allen anderen zu stehen hat, besteht darin, das Missverhältnis zwischen Strukturalismus und Praxeologie zugunsten letzterer zu korrigieren. Erst wenn die Dimension der Praxis als zentrales Moment bei der Erzeugung von Sinnmustern gewürdigt wird, kann ein holistischer Diskursbegriff konzeptuell und vor allem analytisch überzeugen. Um die Hegemonietheorie praxeologisch zu wenden, steht zunächst eine typisch strukturalistische Bewegung an, nämlich das Ersetzen eines Begriffes, den der *Logik*, durch einen anderen von Wittgenstein stammenden, den der *Regel*.

Der Begriff der Logik spielt besonders beim späten Laclau (ab 1990) sowie in der *Essex School of Discourse Analysis* (Howarth/Glynos 2007) in systematischer Hinsicht fast schon die Rolle eines *master signifier*. Der Logikbegriff panzert an zwei Schlüsselpunkten die textualistisch-strukturalistische Engführung der Hegemonietheorie. Zunächst wird der

Begriff der Artikulationslogik gebraucht, um eine Grundbewegung zu bezeichnen, die angeblich *alle* Artikulationspraktiken auszeichnet: die konstitutive Spannung der Logiken von Differenz und Äquivalenz. Die Logik der Differenz betont die Abgrenzung der Diskursmomente, die der Äquivalenz ihre Austauschbarkeit (Kap. I.1.b). Ähnliches gilt beim Begriffspaar Soziales und Politisches. Hier meint die Logik des Politischen die Dimension der Instituierung sozialer Verhältnisse, während die Logik des Sozialen auf die Sedimentierung dieser Verhältnisse abzielt (Kap. I.1.c).

Der Begriff der Logik erfüllt damit in der Hegemonietheorie eine quasi-transzendente Funktion. Für Laclau, und grundsätzlich auch für Mouffe, ist der Logikbegriff deshalb unerlässlich, weil erst er den Anspruch auf eine kohärente und in sich geschlossene Theorie einlöst. Erst der Begriff der Logik gestattet es, von angeblich ontologischen Grundprinzipien auszugehen, die diskursive (d.h. soziale) Vorgänge *immer* strukturieren. Die Differenz- und die Äquivalenzlogik prägt Artikulationspraktiken zutiefst, zwingt sie doch dazu, antagonistische Grenzziehungen und die Einrichtung von leeren Signifikanten als Merkmal aller Artikulationen anzunehmen. Analoges gilt auf der Ebene des Sozialen und Politischen, wo die Zwei-Welten-Lehre zwischen einer Sphäre der Sedimentierung und einer der politischen Reaktivierung ebenfalls durch die scheinbar notwendige Trennung resultiert, die mit der Rede von zwei grundsätzlich unterschiedenen Logiken einhergeht.

Trotz dieser systematischen Schlüsselstellung bleibt merkwürdig ungeklärt, woher der Logikbegriff stammt und wie sich seine Schlüsselstellung erklärt. Fast schon ahistorisch schwebt die Logik der Artikulation und des Politischen/Sozialen über einem Ansatz, der eigentlich in Abgrenzung zum ökonomistischen Vulgärmarxismus als radikal historisierter antritt. Was also heißt Logik bei Laclau? Die zentrale Definition lautet: »I would characterize it [a social logic] as a rarefied system of objects, as a ›grammar‹ or cluster of rules which make some combinations and substitutions possible and exclude others.« (Laclau in Butler et al. 2000: 76) Mit dieser Definition ist vorsichtig umzugehen. Denn die Grammatik oder, in meiner Diktion, die Regeln meinen bei Laclau etwas Spezifisches, nämlich die Abhängigkeit konkreter Phänomene und Kontexte von übergeordneten Regelmäßigkeiten, die das Soziale – und das Politische – strukturieren, *ohne* von den je konkreten Phänomenen abzuhängen (Laclau 1993: 21). Die Formel lautet, dass sich die *Form* der Phänomene von ihrem Inhalt abtrennen lässt:

I argued that the formalization of the Saussurean model by the Copenhagen and Prague Schools made possible the cutting of the umbilical cord of linguistic categories with the phonic and conceptualized substances and, thus, opened the way to a *generalized semiology* (a science of operations of signs in society, which Saussure had advocated but failed to constitute). Thus Barthes, in the 1960s, tried to see how linguistic categories such as the distinctions signifier/signified, syntagm/paradigm, and so on, could operate on the level of other social grammars: the alimentary code, the fashion system, furniture, and so forth. Today, of course, we have moved well beyond Barthes, but the possibility of generalizing the use of linguistic categories to various levels of social organization is as valid as it was in the 1960s. It is in this precise sense that many of us have tried to introduce linguistic and rhetorical devices into the study of politics. (Laclau in Butler et al. 2000: 189f., Hervorheb. C. L.)

Die generalisierte Semiologie, für die sich Laclau im Gefolge von Saussure und Roland Barthes stark macht, findet ihre Möglichkeitsbedingung darin, dass sie ihre Analysekategorien von den analysierten Phänomenen *abtrennt*. Sie geht von formalisierten Grundlogiken aus, die das soziale Leben angeblich so strukturieren wie die Grammatik den Sprachgebrauch. Die Differenz- und die Äquivalenzlogik sowie die Logik des Sozialen und des Politischen übernehmen in der Hegemonietheorie die Rolle solch einer Grammatik. Gegen eine solche ist nichts einzuwenden, *wenn* diese Grammatik, wie Laclau direkt nach der zitierten Passage betont, sich auf ihre Gebrauchskontexte zurückbezieht: »[A] category such as the signifier has to be partially changed when we move from language to the system of fashion, and so on. This contamination of the abstract by the concrete makes the world of formal categories more a world of ›family resemblances‹, in the Wittgensteinian sense.« (Ebd.: 190) Laclau beschreibt treffend, wie eine nicht mehr strukturalistische, sondern poststrukturalistische Diskurstheorie ausgerichtet sein *muss*, die generalisierte Regeln stets auf konkrete Praxiszusammenhänge zurückblendet. Entgegen Laclaus Ansage bleibt in der Hegemonietheorie diese wechselseitige Dezentrierung von diskursiver Regelhaftigkeit und konkreten Praktiken jedoch *abwesend*.

Die Logiken, die nach Laclau/Mouffe soziale Verhältnisse strukturieren, sind formale Prinzipien. Der hegemonietheoretische Ansatz – und jede Operationalisierung von ihm – stellen stets die Logiken von Äquivalenz und Differenz, das Ziehen antagonistischer Grenzziehungen und die Einrichtung von Knotenpunkten und/oder von leeren Signifikanten ins Zentrum. Die Frage, ob und wie diese Logiken durch die Zusammenhänge, auf die sie angewendet werden, verschoben werden könnten, stellt sich im Normalfall nicht. Stets erscheint die Hegemonietheorie als ein formalistischer (und formalisierbarer) Ansatz. Und selbst dort, wo der Begriff der Logik in der Kritik steht, wird von einem klar begrenzten Pool an diskursiven Beziehungen ausgegangen, die soziale Verhältnisse strukturieren (vgl. Marttila 2016: 128ff.). Auch meine Studie hat die Rede von Differenz- und Äquivalenzprinzipien beibehalten, sie hat sie als zugleich strukturierende und ihrerseits strukturierte Prinzipien begriffen. Meine integrative Perspektive orientiert sich an der Kritik von Judith Butler an Laclau:

If we understand, as Laclau suggests, this logic as operating *within* social practices, as the structural principle *internal* to social practices, then we accept a problematic topography that figures social practices as a kind of outer shell that encloses logical principles from which they are nevertheless ontologically distinguished. Social practices are thus figured in an external, contingent relation to the logical principles by which they are in some sense organized and motivated. Not only does the position appear ontologically dualistic, but it privileges the logical over the social and effectively precludes the possibility of the latter constituting the former. Thus logic can only have its own history, the conceptual history of prior logics, and that history will remain purified of any and all social content. (Butler 1993: 9, H. i. O.)

Butlers Kritik weist auf eine Grundproblematik hin, die Laclau/Mouffe und viele ihrer Schülerinnen bis heute betrifft. Es ist die vom linguistischen Strukturalismus vererbte und wiederbelebte Tendenz, strukturierende Prinzipien ausmachen zu wollen, die sich von sozialen Praktiken nicht verändern lassen. Der Begriff der *Logik* ist das klarste Sym-

ptom für eine einseitige Lektüre des Sozialen, die dieses zurückführt auf wenige Grundprinzipien – Differenz- und Äquivalenzlogik, Antagonismus, leere Signifikanten –, die eine eigene Dynamik oder, mit Butler, »its own history« besitzen. Die innere Logik des Diskurses bestimmt die Dynamik sozialer Praktiken und bleibt diesen doch grundsätzlich enthoben. Die problematische Formel lautet: Soziale Praktiken sind die untergeordnete abhängige Variable, diskursive Logiken sind die übergeordnete unabhängige Variable.

Eine wahrhaft holistische Diskurstheorie muss, so mein Plädoyer, diese Asymmetrie beenden. Nicht bloß die Symmetrie, sondern die *Verschachtelung* von diskursiven Logiken und von sozialen Praktiken muss ins Zentrum rücken. Dabei lässt sich die Hegemonietheorie gegen sich selbst wenden. Der Hinweis darauf, wie sich die Dimension der Praxis systematisch würdigen ließe, ist bereits im von Wittgenstein stammenden Diskursbegriff angelegt. Nun werde ich mit Wittgenstein und gegen Laclau/Mouffe den Begriff der Logik verwerfen und stattdessen mit Blick auf die strukturiert-strukturierenden Regelmäßigkeiten der Praxis von *Regeln* sprechen. Was Butler als Grammatik und ich, synonym dazu, als Regel begreife, nimmt eine dynamische Scharnierstellung ein, um den Diskurs von seiner strukturellen Dimension her zu betrachten und gleichzeitig zu betonen, dass jeder Sinnzusammenhang auf konkrete Praktiken zurückverweist: »[G]rammars work, as Wittgenstein remarked, to produce a set of use-based meanings that no purely local analysis can uncover.« (Butler in Butler et al. 2000: 170f.)

Das Ersetzen des Begriffs der Logik durch den der Regel ist der erste Schritt in Richtung einer erweiterten Hegemonietheorie. Mit Butler und Wittgenstein plädiere ich dafür, Diskurstheorie breiter aufzustellen, sie als Theorie der Zeichen *und* als Theorie der Praxis zu entwerfen. Es geht um eine Bewegung, welche Zeichen in ihre Gebrauchskontexte *einbettet*, die Regeln der Diskursstrukturen nur analytisch und graduell, aber niemals substantiell von den Praxismustern differenziert, die diese Regeln hervorbrachten, sie ständig verwirklichen und verschieben. Ich eigne mir Butlers Motto an: »[T]he sign must itself be resituated within discursive practices.« (Ebd.: 271) Diese Neusituierung bedarf einer doppelten Begriffsarbeit: Auf der einen Seite muss eine erweiterte Hegemonietheorie einen schlagkräftigen Praxisbegriff entwickeln, auf der anderen das Zeichen in seiner praktischen Verkörperung zu verstehen lernen. Um diese doppelte Aufgabe anzugehen, werde ich mich zunächst dem bei Laclau/Mouffe kaum ausgearbeiteten Praxisbegriff zuwenden und ihn so entfalten, dass er die Körperlichkeit, Situiertheit und partielle Eigendynamik von Praktiken stark macht, ohne dabei ihre diskursive Aufladung zu negieren. Dieser starke Praxisbegriff wird dann im nächsten Schritt die Frage zu beantworten helfen, wie ein praxeologisch geerdetes Verständnis von Artikulationspraktiken aussehen könnte.

Auf den Spuren einer sinnhaften, sozialen und sinnlichen Praxis Was ist Praxis? Um diesen bislang unterbelichteten Schlüsselbegriff zu betrachten und ihn als Ausgangspunkt für eine reformulierte Hegemonietheorie zu gebrauchen, hilft zum Einstieg eine Definition von Andreas Reckwitz (2008a: 192) weiter: »Praktiken sind sinnhaft regulierte Körperbewegungen, die von einem entsprechenden, impliziten, inkorporiertem Wissen abhängen.« Wertvoll an Reckwitz' Praxisbegriff ist, dass er die *Sinnaufladung* (»Wissen«) von Praxis zusammendenkt mit ihrer *Sozialität* (»Regulierung«) und *Sinnlichkeit* (»Körper«). Auf die-

se drei Aspekte gehe ich nun der Reihe nach ein. Zunächst legt mein Praxisverständnis genauso wie (fast) alle sozialwissenschaftlichen Handlungs- und Praxistheorien zugrunde, dass Praxis ein »mit Sinn oder Bedeutung verbundenes Verhalten ist« (Moebius 2008: 58). Die Sinnaufladung sozialer Praktiken ist nach meiner Leseart ambivalent. Jede Praxis verweist auf übergeordnete Sinnzusammenhänge, auf Diskursformationen im Sinne von Laclau/Mouffe. Die Praktiken sind teilweise Echoräume diskursiver Regeln. Deren strukturiert-strukturierende Regeln reichen über einzelne Praxismuster hinaus und schreiben sich in diese ein. Diskurse reproduzieren sich in Praktiken. Jede Analyse der Praxis muss zumindest teilweise eine Analyse von Zeichen bleiben. Freilich bleibt die semiotische Einschreibung, und das ist ihre andere Seite, gebrochen und widersprüchlich. Praktiken spiegeln nicht einfach Zeichenordnungen. Denn Praktiken werden nicht bloß durch explizite, sondern besonders durch implizite Sinnmuster geprägt. Die Dimension des impliziten Sinnes wird je nach Theorietradition als Know-how-Wissen, konjunktives Wissen (Mannheim) oder *tacit knowledge* (Polanyi) bezeichnet – entscheidend dabei ist, dass eine unbewusste oder nur teilbewusste Inkorporierung sozialer Strukturen stattfindet. Wie Bourdieu (vgl. 1987: 729ff.) mit dem Begriff des Habitus deutlich macht, schreibt sich die soziale Wirklichkeit als ein Differenzsystem in alltägliche Handlungs- und Orientierungsschemata ein. Übergeordnete Sinnordnungen verstetigen sich in Praktiken, um sich dort als materialisierte und verkörperte Ordnungen zu reproduzieren.

Mit Blick auf die Dimension des impliziten Sinnes ist eine Top-down-Perspektive von Zeichen zu Praxis immer unzureichend. Praktiken bleiben zumindest teilweise *eigenständig*. Die Inkorporierung von Sinnmustern verläuft als ein dynamischer Prozess. Jede Wiederholung von Praxis ist auch, wie unten noch zu erläutern ist, eine Verschiebung von Bedeutung. Mehr noch, mit Blick auf das Sprachverständnis Wittgensteins steht das bedeutungsgenerierende Potential sozialer Praktiken im Vordergrund. Diskursive Codes schreiben sich nicht nur in Praktiken ein. Jedes Zeichen ist eine Praxis, es wird in Zusammenhängen der Praxis generiert und diffundiert. »Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache«, mit Maximen wie dieser macht Wittgenstein (1984: § 43) darauf aufmerksam, dass Bedeutung nicht nur durch übergeordnete Sinnsysteme vorgegeben wird, sondern immer auch durch konkrete Gebrauchskontexte, durch Praktiken, entsteht. Somit darf eine Analyse von Sinnmustern nicht diskursreduktionistisch verfahren, sie muss sich stets zugleich als Praxeologie aufstellen. Die feingliedrige Rekonstruktion der, mit Reckwitz (2008b: 45) gesagt, körperlichen, mentalen, materialen und psychischen Bedingungen, »unter denen Diskurse vollzogen werden«, ist genauso wichtig wie eine zeichenzentrierte Analyse. In jeder noch so unauffälligen Praxis schwingen verstetigte Sinnstrukturen mit, die erst die Analyse dieser Praxis teilweise decodiert.

Die Sinnaufladung ist ein wichtiges, doch nicht das einzige Definitionsmerkmal meines Praxisverständnisses. Ergänzend dazu steht als zweites Kennzeichen die *Pluralität*. Strenggenommen sind auch dort, wo von einer Praxis im Singular die Rede ist, stets Praktiken im Plural im Spiel. Keine Praxis geschieht allein, immer sind es vielzählige, sich überlappende Praktiken, die sich in einem konkreten Raum-Zeit-Kontinuum entfalten, an denen menschliche Körper genauso wie nichtmenschliche Objekte beteiligt sind. Praxis heißt, so Hirschauer (2017: 91), »nicht das Ausführen indi-

vidueller Pläne oder Entscheidungen, sondern eine körperlich vollzogene Koaktivität in Wechselwirkung mit anderen Entitäten«.

Was schon bei Reckwitz anklang, wird dank Hirschauers Verständnis von Praxis als »Koaktivität mit anderen Entitäten« noch deutlicher. Gegenüber Webers klassischem Begriff des sozialen Handelns¹ verweist die hier verfochtene Praxiskonzeption darauf, dass sich die menschliche Tätigkeit nicht auf die Intentionalität (im Extremfall: die Kosten-Nutzen-Kalkulation) eines Einzelsubjekts reduzieren lässt, sondern eher einem Handlungsstrom gleicht, das kein souveränes Zentrum und keinen rationalen Ursprung besitzt (vgl. ebd.: 93). Somit stellt ein poststrukturalistisches Praxisverständnis die im Handlungsbegriff eingeschriebene Individualisierung in Frage und betont, dass Praktiken selbst dort, wo sie individualisiert geschehen, immer in einer sozial geprägten Umwelt stattfinden. Praxis ist Koaktivität. Menschliche Praxis stützt sich auf Andere und auf Anderes, um sich zu entfalten.

Jede Praxis ist eine *verteilte* Tätigkeit. Auf der einen Seite öffnet sie sich als soziale Interaktion gegenüber anderen Menschen auf linguistischer Ebene, so wenn beim Sprecherwechsel »Redebezüge distribuiert« werden, wie auch auf nichtlinguistischer Ebene, wenn verschiedene Individuen (im Handwerk oder beim Sport) ergänzende Beiträge zu einer gemeinsamen Tätigkeit leisten (vgl. ebd.: 94). Andererseits sind Praktiken nicht nur koaktiv im Sinne ihrer Intersubjektivität, sondern auch im Sinne ihrer Interaktivität, in ihrem Gebrauch von Artefakten (vgl. Hirschauer 2016: 53). In Orientierung an Hirschauer (vgl. ebd.: 52) spreche ich in dieser Arbeit (anders als der Neomaterialismus) nicht davon, dass Objekte oder Artefakte handeln, sondern dass sie menschliche Praxis »präfigurieren« und »disponieren«, gewisse »Gebrauchssuggestionen« nahelegen.² Die angesprochene Aufladung der Praxis mit einem impliziten Sinn ist stets auch ein Wissen darum, wie mit den Dingen umzugehen ist. Dass wir im Vollzug einer Praxis wissen, wie wir zu handeln haben, hängt damit zusammen, dass wir uns in einer vertrauten, mit Heidegger gesagt, zuhandenen Lebenswelt bewegen, die den Verlauf unserer Praxis vorzeichnet. Die Praxis der Platzbesetzung etwa, wie sie das Kapitel III verhandelte, besteht demnach genauso im Umgang mit Artefakten, wenn die Beteiligten Mikrofone benutzen, Stühle für die Versammlungen bereitstellen, Schlafsäcke und Zelte für ihre Übernachtungen vorbereiten wie auch in sozialen Interaktionen, sei es in den Debatten der Versammlungen, der alltäglichen Organisation des Camps oder der Durchführung gemeinsamer Protestmärsche.

Die Koaktivität führt zum dritten Merkmal meines Praxisverständnisses, die *Sinnlichkeit*. Praktiken vollziehen sich in einer Um- und Mitwelt, von der sie geprägt werden

1 »Soziales Handeln [...] soll ein Handeln heißen, welches seinem von dem oder den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten anderer bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist.« (Weber 2008: 3)

2 Die Entscheidung für einen anthropozentrischen Praxisbegriff hängt dabei maßgeblich mit meinen Forschungsgegenstand zusammen, in dem menschliche Praktiken der *treibende* Faktor sind. Eine noch stärkere Erweiterung des Praxisbegriffes auf das Nichtmenschliche kann sich aber beispielsweise in der Erforschung von Finanzmärkten oder anderer algorithmisch bestimmter Bereiche als durchaus sinnvoll erweisen (dazu: Seyfert 2019: 180–247).

und die sie ihrerseits prägen und verändern.³ Praktiken sind sinnliche Vorgänge, und zwar in dem doppelten Sinn ihrer Körperlichkeit und Materialität. Zur Körperlichkeit hilft erneut Hirschauer (2017: 91) weiter, der Praxis als eine Körperbewegung, präziser, als den »körperlichen Vollzug sozialer Phänomene« begreift. Jede Praxis geht mit körperlichen Selbst- und Fremdeinwirkungen einher. Wer wochenlang auf einem Platz campiert, stundenlang an Versammlungen teilnimmt, kocht oder aufräumt, aber auch eine Pressemitteilung oder ein Protokoll schreibt, der vollzieht eine Praxis mit und durch den Körper. Jede Praxis ist eine Form der »körperlichen Selbststeuerung« (ebd.: 92), sie beinhaltet intellektuelle wie sinnliche Lernerfahrungen (des Sehens, Hörens, Tastens usw.), von der Aneignung neuer Bewegungen über die Korrektur tradierter Sprechweisen hin zum Einüben neuer Interaktionsformen. Als oftmals habitualisierte Prozesse formen Praktiken die Körper, von denen sie ausgeführt werden. Der Körper wird damit zu dem, was Bernhard Waldenfels (2000: 253f.) eine »Umschlagstelle« der Praxis nennt: Kulturell generierte Sinnmuster gebrauchen den biologisch gegebenen Körper und verändern ihn, sie werden aber auch durch diese Körper begrenzt und in etwas anderes verwandelt.

Betrachtet man Praktiken als derart verkörperte Vorgänge, dann eröffnet sich der Blick auf die kollektiven Erlebensformen und sinnlichen Wahrnehmungen, die Praktiken auszeichnen (vgl. Reckwitz 2008b: 278). Sowohl wenn ein Individuum zu einem selbstständigen Akteur subjektiviert wird, indem es immer wieder gewisse Praktiken vollführt (etwa das regelmäßige Arbeiten), als auch wenn sich als Resultat von Praktiken neue Kollektivitäten bilden (etwa eine politische Organisation), dann trifft zu: Jede Praxis hinterlässt eine *somatische Spur*.⁴ Sie lässt sich zwar teilweise reflexiv versprachlichen, weist aber zugleich über die Sprache hinaus, weil sie sich körperlich verfestigt hat. Ob es der Habitus als »inkorporierte Sozialstruktur« (Bourdieu) auf der individuellen oder geteilten Formen der Affektivität auf der kollektiven Ebene sind – soziale Praktiken schaffen eine Wirklichkeit, die unmittelbar körperlich erfahrbar ist.

Dies führt zur Materialität der Praxis. Praktiken sind prozesshaft, doch sie stoßen auf etwas, das sie als Verfestigtes *begrenzt*. Die Umwelt, in und mit der sich Praxis entfaltet, ist zwar in letzter Instanz ein Produkt dieser Praxis. Ist allerdings diese Umwelt einmal entstanden, dann tritt sie der Praxis als Gegebenheit gegenüber. Die Wohnung, in der ich lebe; das Gebäude, in dem ich arbeite; die Straße, auf der ich fahre – sie erweisen sich als eine »gebaute Umwelt«, die als physisches Medium Praxisverläufe vorzeichnet und gleichzeitig einhegt (Sewell 2006: 70). Diese Materialität ist zwar in der Regel vertraut, sie ist in die Sinnmuster von Praktiken eingebettet. Gleichwohl muss man das Materielle als das Widerständige ernst nehmen, welches selbst dann Praktiken strukturiert, wenn sich die Sinnhaftigkeit dieser Strukturierung nicht unmittelbar erschließt, so im Falle einer urbanen Raumordnung, die gewisse Praktiken begünstigt und andere

3 Somit steht ein poststrukturalistisches und praxeologisches Praxisverständnis zumindest partiell in der Traditionslinie des materialistischen Praxisbegriffes von Karl Marx. Hier sei nur an dessen bekannte erste Feuerbachthese erinnert: »Der Hauptmangel alles bisherigen Materialismus ist [...], dass der Gegenstand, die Wirklichkeit, Sinnlichkeit nur unter der Form des *Objekts oder der Anschauung* gefasst wird; nicht aber als *sinnlich menschliche* Tätigkeit, Praxis [...] Feuerbach will sinnliche – von den Gedankenobjekten wirklich unterschiedene Objekte: aber er fasst die menschliche Tätigkeit selbst nicht als *gegenständliche* Tätigkeit.« (Marx 1968: 190, H. i. O.)

4 Dies schließt an das Konzept des Soziosomatischen von Hirschauer (1989: 111) an.

verhindert (vgl. Callon/Law 1997: 171f.). Der in neomaterialistischen Zusammenhängen zentrale Begriff der Infrastruktur betont, dass das materielle Gefüge, etwa von Energienetzen oder Transportwegen, soziale Wirklichkeit mitkonstituiert. Die Materialität dieser Infrastrukturen ist weder ahistorisch noch unumstößlich, sie kann durch Ereignisse brüchig werden oder zusammenbrechen – und muss folglich immer wieder durch Praktiken aufrechterhalten werden (vgl. Tellmann/Opitz 2015: 173ff.).

Praxis zwischen Strukturalität und Performativität An diesem Punkt lässt sich beobachten, wie die drei Merkmale der Sinnaufladung, der Koaktivität und der Sinnlichkeit ein zugleich poststrukturalistisches wie praxeologisch ausgerichtetes Verständnis von Praxis gestatten. Praktiken als stabilisierte Verhaltensweisen vermitteln zwischen den oft auseinanderdividierten Dimensionen von Diskurs, Körperlichkeit und Materialität – und machen sowohl konstruktivistisch auf die Gemachtheit als auch (neo-)materialistisch auf die Faktizität des Sozialen aufmerksam. So gründet eine erweiterte Hegemonietheorie auf einem starken Praxisbegriff. Mehr noch, dieses Praxisverständnis orientiert sich am postfundamentalistischen Zusammendenken von Kontingenz und Ordnung. Meine Studie schlägt auch in ihrem Praxisbegriff einen Mittelweg zwischen den Positionen ein, welche die Dynamik und Performativität von Praktiken hervorheben und jenen, die deren Statik und Beharrungstendenzen betonen. Beides, Transformation *und* Reproduktion, gehört im Praxisbegriff zusammen und seitens einer erweiterten Hegemonietheorie gewürdigt. Dieses nicht neue (vgl. Reckwitz 2000: 617ff.), aber dennoch konzeptuell wie analytisch nur schwer einlösbare Leitmotiv führt zum vierten Merkmal des hier verfochtenen Praxisbegriffes. Es ist die schon eingeführte *Regel*.

In ihrer Kritik an Laclau plädierte Butler nicht dafür, die Strukturiertheit von Praktiken zu verabschieden, sondern diese Strukturiertheit in der Praxis selbst zu suchen. Anders als der Logikbegriff Laclaus geht mein wittgensteinscher Begriff der Regel von der Praxis als kleinster Analyseinheit aus. Allerdings bleibe ich nicht bei einzelnen Praktiken stehen, sondern fokussiere, welche Praxismuster sich herausbilden. Diese Ordnungen werden in gewissen Kontexten reproduziert, sie verweisen aber zugleich auf übergeordnete Sinnmuster. Übergeordnet *nicht* insofern, als sich der Diskurs in einem anderen Bereich als dem der Praxis reproduzieren könnte, sondern in dem Maße, als Zeichenstrukturen einerseits kollektiv sind, von vielzähligen Praktiken produziert werden, und sie andererseits als Praxisprodukte den konkreten Verhaltensabläufen immer vorgeschaltet sind. Es gilt: Zeichen werden durch geregelte Praktiken reproduziert, die Regeln der Praxis durch Zeichen mitproduziert.

Die poststrukturalistische Annahme, dass Diskurse gebrochene Strukturen sind, die erst durch Praktiken entstehen und sich reproduzieren, lässt sich mit dem hier verteidigten Praxisverständnis verbinden. Beide Seiten, die *Strukturalität* der Struktur und ihre *Gebrochenheit*, beschreiben gemeinsam das, was ich mit Wittgenstein als *Regel* oder *Regelhaftigkeit* verstehe. Sie sind die dynamischen Scharnierstellen zwischen den nur mehr analytisch trennbaren Dimensionen von Zeichen und Praxis. Zunächst gehe ich auf die strukturelle Seite von Praktiken ein. Diese sind verstetigte und typisierte Formen menschlichen Verhaltens, sie sind stabiler und subjektloser als einzelne Verhaltenseinheiten (vgl. Hirschauer 2016: 59f.). Gegenüber der Frage, wie sich Praxismuster herausbilden, erwidert eine an Wittgenstein geschulte Praxistheorie: Praktiken sind

regelgeleitete Verhaltensweisen. Jedes Tun wird durch Regeln strukturiert. Diese Regelbefolgung ist stets auch eine Regelaneignung. Menschliche Verhaltensweise müssen eingeübt werden, sie müssen Schritt für Schritt lernen, Mustern zu folgen, sie müssen lernen, *wie* kulturelle Codes praktisch umgesetzt werden. Wittgenstein hält dies am Beispiel eines Schachspiels fest: »Es ist kein Zweifel, dass ich jetzt Schach spielen will; aber das Schachspiel ist dies Spiel durch all seine Regeln [...] Wo ist die Verbindung gemacht zwischen dem Sinn der Worte ›Spielen wir eine Partie Schach!‹ und allen Regeln des Spiels? – Nun, im Regelverzeichnis des Spiels, im Schachunterricht, in der täglichen Praxis des Spielens.« (Wittgenstein 1984: § 197)

Praktische Regelhaftigkeiten fallen zwar nicht immer so streng aus wie beim Schachspiel, in der Grundsache aber gilt auch hier: Praktiken bestehen aus kollektiven Wissensordnungen, denen das Einzelsubjekt grundsätzlich nicht enttrinnen kann. Es muss sich ihnen im foucaultschen Sinne erst unterwerfen, bevor es durch diese Wissensordnungen zum handlungsfähigen – im Exempel: zum schachspielfähigen – Subjekt ermächtigt wird. Eine Regel, die nur für ein Einzelsubjekt gilt, gibt es nicht (vgl. ebd.: § 202). Vielmehr können nur geteilte, also sozial generierte Regeln eine punktuelle Verhaltensweise in eine stabile Praxis verwandeln.⁵

Die von mir verteidigte Praxisanalyse spürt diese Regelhaftigkeiten auf, indem sie im Anschluss an Butler auf die *Zitatförmigkeit* der Praktiken blickt. Jede menschliche Tätigkeit, vom Zähneputzen über das Essen bis hin zu den Schlafgewohnheiten, zitiert kollektive Sinnordnungen. Man muss sich dabei von der strukturalistisch-textualistischen Vorstellung lösen, dass der Sinn dieser Sinnordnungen gleich einem schon interpretierten Text objektiv gegeben wäre, und dafür aufmerksam werden, wie Praktiken der Rezeption, Aneignung und Diffusion Sinnstrukturen reproduzieren und verändern (vgl. Reckwitz 2000: 605–611). Die Stabilisierung von Zeichen in Praktiken geschieht im Zuge einer steten Zitierungspraxis (vgl. Butler 2006: 75). Jeder Sinngehalt wird durch körperlich geprägte, habitualisierte und materialisierte Verhaltensschemata zitiert und wiederholt (vgl. Moebius 2003: 237). Indem in verschiedenen Situationen immer wieder bestimmte Regeln zitiert und als Praktiken wirksam werden, erhalten diese Normen rekursiv ihre Wirksamkeit und machen auf diese Weise soziales Verhalten grundsätzlich erwartbar und vorhersehbar. Man denke an die Regel eines disziplinierten Arbeitsethos, die dadurch, dass sie in verschiedensten Zusammenhängen praktiziert wird (in der Ausrichtung von Routinen auf den Arbeitstag, der Priorisierung der Lohnarbeit vis-à-vis anderen Praktiken oder dem Entwurf einer auf Erwerbsarbeit zentrierten Biographie), dafür sorgt, dass die Lohnarbeit im Alltag zur normativ erwarteten Verhaltensweise aufrückt.

Durch wiederholte Regeln verhärten Diskurse zu einverleibten Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata. Sie machen a priori kontingente menschliche Verhaltensformen zu stabilisierten sozialen Praktiken und versehen diese mit einem spezifischen Sinn. Die Wirkmacht gewisser Zeichen ergibt sich hierbei nicht von selbst,

5 Mit Wittgenstein gesprochen: »Es kann nicht ein einziges Mal nur eine Mitteilung gemacht, ein Befehl gegeben, oder verstanden worden sein etc. – Einer Regel folgen, eine Mitteilung machen, einen Befehl geben, eine Schachpartie spielen sind *Gepflogenheiten* (Gebräuche, Institutionen).« (Wittgenstein 1984: § 199, H. i. O.)

sie ist vielmehr das oftmals langwierige Produkt von Zitierungspraktiken.⁶ Zeichen und Praktiken stehen folglich in einem Verhältnis der wechselseitigen Strukturierung: Durch iterative Zitierungen bringt die Praxis gewisse Zeichen als strukturierte Sinnordnungen hervor. Als derartige Praxisprodukte treten die Zeichen den Praktiken als verfestigte Sinnordnungen gegenüber und legen ihnen gewisse Regelhaftigkeiten auf. Letztere können – müssen aber nicht – so kumulieren, dass aus ihnen übergreifende Diskursgefüge entstehen. Regeln schweben also nicht entrückt über den Praktiken, sondern bleiben in diese eingebettet, ziehen ihre Wirkmächtigkeit aus der steten Aktualisierung in Praktiken. Wie Butler (1990: 33, H. i. O.) in Bezug auf das Geschlecht betont: »[W]oman itself is a term in process, a becoming, a construction that cannot be rightfully be said to originate or to end. As an ongoing discursive practice, it is open to reinvention and resignification.«⁷

Die wechselseitige Strukturierung von Zeichen und Praxis ist, folgen wir Butlers Hinweis, ein dynamischer Vorgang. Die Abfolge von Zitierungspraktiken erfolgt nicht nur »als Wiederkehr eines Gleichen, sondern auch als Wiederkehr eines Ungleichen« (Schäfer 2013: 322). Derridas Konzeption von Diskursen als gebrochenen Strukturen, die sich nur durch potentiell stets verschiebende Wiederholungen stabilisieren lassen, lässt sich mit Blick auf die *Performativität* von Zitierungspraktiken erhärten. Jede Zitierungspraxis ist im Sinne Derridas eine iterative Bewegung, sie reproduziert Bedeutungsstrukturen, indem sie diese transformiert. Jede Reproduktion ist ein *déplacement* (Verschiebung). Jede Zitierungspraxis bringt Bedeutung hervor und verbreitet sie eigensinnig in der sozialen Wirklichkeit. Man halte sich das Feld der Praxis vor Augen. Eine Gemengelage verschiedenster Sinnmuster, Körperlichkeiten und Materialitäten trifft hier zusammen. In dieser Gemengelage entfalten sich Zitierungspraktiken als konstitutiv unreine und imperfekte Wiederholungen. Im Extremfall kann dies dazu führen, dass »die Praxis als verfehlt, unangemessen oder misslungen betrachtet und bewertet wird. Im selben Zug besteht jedoch auch die Möglichkeit, dass die Verschiebung dieser Praxis als Neues bewertet und aufgegriffen wird.« (Schäfer 2013: 322) Besonders die Diffusion des Neuen beschäftigt diese Studie. Das Fallbeispiel Spanien legte offen: Im Zuge einer akuten Wirtschaftskrise gerät die zitatförmige Wiederholung einer verfestigten Diskursordnung, in der ein entpolitisiertes und individualisiertes Gesellschaftsideal verteidigt wird, in eine tiefe Krise – wohingegen sich politisierende und vergemeinschaftende Zitierungspraktiken verbreiten.

Die hiesige Untersuchung betrachtet mit Butler (2006: 249) *performative Praktiken* weniger als vereinzelte Sprechakte als vielmehr als kollektiv »wirkungskräftige Praxisformen«. Ein wesentliches Ziel meiner Studie besteht darin, performative Praktiken in ih-

6 Mit dem Beispiel der Arbeit gesprochen: Ein diszipliniertes Arbeitsethos, wie es heute selbstverständlich ist, setzte sich selbst in England, dem Kernland der industriellen Revolution, ab dem späten 18. Jahrhundert nur langsam durch. Erst als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Artikulation eines neuen Zeitbewusstseins gemeinsam mit den entsprechenden Praktiken (etwa des Gebrauchs der Stechuhr) großflächig in der Gesellschaft akzeptiert wurde, lässt sich von einer kapitalistischen Gesellschaft sprechen (vgl. Thompson 1990: 394f.).

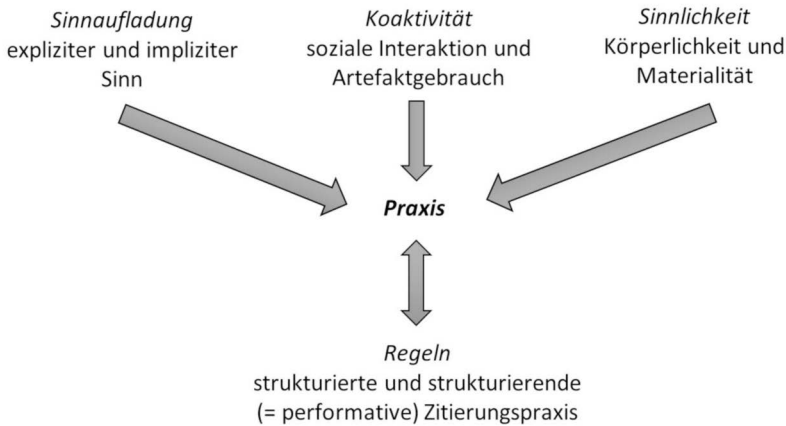
7 Die Betrachtung von Geschlecht als einer Konstruktion, als »ongoing discursive practice«, darf nicht verdecken, dass diese Konstruktion nicht fluide ist, sondern zur umfassenden, verkörperten und kulturell angeeigneten Existenzweise im Sinne Maihofers materialisiert.

ren Facetten und Abläufen genauer zu verstehen und sie als zentrales Element politischer Artikulationen hochzuhalten. Selbst disruptive Praktiken, wie sie diese Arbeit am Beispiel Spaniens untersucht hat, schaffen keinen totalen Neuanfang, sondern geschehen als schrittweise Umgestaltungen. Sie bewegen sich aus tradierten Kontexten heraus und lassen parallel neue Kontexte entstehen. Performative Praktiken brechen mit tradierten Diskursordnungen, indem sie neue diskursive »Autorisierungen« schaffen (Gertenbach 2020: 245). In neuen Autorisierungen – die nichts anderes als neue Regeln sind – vermengen sich bestehende, aber bis dahin peripher gebliebene Sinnmuster mit neu entstandenen Sinnstrukturen, um gemeinsam zu einem mehrheitsfähigen Diskursgefüge zu werden. Der performative Bruch mit dem Status quo geht einher mit der performativen Schaffung einer neuen Ordnung. Performative Praktiken sind nicht einfach disruptive, sondern umordnende Praktiken (dazu nachfolgend: Kap. VI.3, empirisch: Kap. III.3).

Der Begriff der Regel als Entfaltung einer strukturiert-strukturierenden Zitierungspraxis ergänzt den eingangs skizzierten Praxisbegriff auf allen drei Ebenen. Die Sinnaufladung, die Koaktivität und die Sinnlichkeit der Praxis sind konstitutive Bestandteile ihrer Regelhaftigkeit. Sie verwandelt die verschiedenen Facetten der Praxis in zugleich strukturierte *und* dynamische Momente. Da die Sinnaufladung von Praktiken immer ein Teil von einer in einer bestimmten Weise geregelten Praxis ist, wohnt ihr eine gewisse Statik inne, jedoch keine dauerhafte, wird die Sinnordnung doch in Praxisverläufen immer wieder aktualisiert und verschoben. Beim Moment der Koaktivität macht die Regel darauf aufmerksam, dass sich stets gewisse Muster von Praktiken bilden. Menschliche Körper und nichtmenschliche Objekte bilden bestimmte Konfigurationen, entlang derer sich der Praxisfluss orientiert. Die Sinnlichkeit der Praxis, d.h. ihre Körperlichkeit und Materialität erscheinen ihrerseits durch die Brille der Regel sowohl als Produkt als auch als Bedingung von Praxis. Das Sinnliche wird in bestimmter Weise durch Praxisregeln mobilisiert, es wirkt aber gleichzeitig einschränkend auf diese Regeln ein.

Der derart konturierte Praxisbegriff ist folglich der Ausgangspunkt für den Entwurf einer Hegemonietheorie, die ihre kleinste Analyseeinheit im Begriff der Praxis findet. Bevor der nächste Schritt diese Überlegungen fortschreibt, hält die nachfolgende Abbildung meinen Praxisbegriff fest:

Abb. 28: Der Praxisbegriff einer erweiterten Hegemonietheorie



2 Die Artikulation der Zeichen, Praktiken und Dinge

[T]he practice of articulation, as fixation/dislocation of a system of differences, cannot consist of purely linguistic phenomena, but must instead pierce the entire material density of the multifarious institutions, rituals and practices through which a discursive formation is structured.

(Laclau/Mouffe 2001: 109)

[T]o link is necessary, how to link is contingent.

(Lyotard zit. in Arditi 2014: 22)

Die beiden Zitate weisen den Weg hin zu einem überarbeiteten Artikulationsbegriff. Artikulationen betrachte ich mit der Hegemonietheorie als kollektive Praktiken, die eine Doppelbewegung von Verknüpfung und Hervorbringung vollziehen. Artikulationspraktiken grenze ich aber anders als Laclau/Mouffe nicht auf sie überwölbende Logiken ein, sondern sehe sie durch kontingente Regeln strukturiert. Zudem betrachte ich Artikulationen – wie es Laclau/Mouffe im Zitat ankündigen, aber nicht operativ einlösen – als holistische Konfigurationen, die zwischen linguistischen wie nichtlinguistischen Phänomenen neue Verbindungen stiften.

Der vorzustellende Artikulationsbegriff interveniert an einer zentralen Schaltstelle meiner praxeologischen Wendung der Hegemonietheorie. Der Begriff der Regel verband die Dimensionen von Praxis und Zeichen, um offenzulegen, dass gewisse Zeichen-